



universität
wien

*Analyse zu einer Predigt im Rahmen des
Proseminars Homiletik
Titel des Seminars: Einführung in die Grundlagen und
Reflexionsperspektiven der Predigtarbeit*

von

Carina Ratzka, BTh

WS 2015/16, Universität Wien

Hiermit versichere ich, die vorliegende Arbeit selbst und eigenständig verfasst zu haben. Ich habe nur die von mir angegebenen Hilfsmittel und Quellen verwandt. Insbesondere versichere ich, alle wörtlichen und sinngemäßen Übernahmen aus anderen Werken als solche kenntlich gemacht zu haben.

A handwritten signature in blue ink, appearing to read 'Carina Ratzka'.

Wien, am 31.01.2016

Carina Ratzka

Inhalt

	Seite
1. Einleitung	2
2. Die Predigt und ihr Subjekt	3
3. Situation der Hörer*innen	6
4. Theologie und Textbezug	10
5. Gestalt: Struktur, Aufbau und Sprache	13
6. Würdigung des Essays „Die Predigt als Ort der Theologie“	16
7. Literaturverzeichnis	17
8. Anhang	18

1. Einleitung

Die vorliegende Arbeit befasst sich mit der Predigt von Paul Dieterich zu Hebr. 13,20-21, betitelt: „Im Himmel und auf Erden nicht allein“. Sie wird in vier Schritten analysiert werden: auf die Person des Predigers („Die Predigt und ihr Subjekt“), auf die Situation der Hörer*innen, auf die Theologie und den Text und schlussendlich auf ihre Gestalt, also auf Sprache, Struktur und Aufbau hin. Im Vorfeld sei allerdings problematisiert, dass die Predigt nur in gedruckter Form vorliegt. Das bedeutet, dass sie aus ihrem natürlichen Kontext, dem Gottesdienst in seiner Gesamtkomposition, genommen wurde. Gleichzeitig ist eine Predigt immer ein rhetorisches Geschehen, bei dem die Art und Weise, *wie* etwas gesagt wird, in großem Maße zu tragen kommt. Es ist ein wenig so, als wolle man die Wirkung eines Sonnenaufgangs mit Hilfe eines Fotos beurteilen. Mit Sicherheit kann man viel darüber bemerken und ihn auf vielerlei Weise analysieren, aber trotzdem wird einem das Erleben dieses Naturschauspiels in mancher Hinsicht verschlossen bleiben. Ähnlich will eine Predigt erlebt werden. Sie wird erst durch den Rhetorik und die Inszenierung des Predigers so richtig lebendig. Mit diesem Hinweis auf die Zweidimensionalität der Analyse wenden wir uns nun im Folgenden Dietrichs Worten zu.

2. Die Predigt und ihr Subjekt

Der Prediger, Paul Dieterich, bedient sich in seiner Predigt nahezu ausschließlich der Wir-alle-Syntax. Vom ersten Satz an sollen die Hörer*innen sich durch das „Wir“ und „Uns“ mit dem Gesagten identifizieren. Dass der Prediger sich mit dem „Wir“ aber schwerlich selbst miteinschließt, unterstreicht nicht zuletzt das im zweiten und dritten Absatz vorkommende „Nicht nur wir Pfarrer“ (S.218¹). Damit schafft er m.E. von Anfang an Distanz zwischen sich und den Hörer*innen. Er erhebt sich auf eine separate Ebene, eine, die den Pfarrer*innen vorbehalten ist. Anstatt Solidarität zwischen sich und den Hörer*innen zu stiften, bewirkt er genau das Gegenteil. Er unterstreicht dadurch erst recht, dass er sich als separat von seinen Hörer*innen ansieht, was sich im zweiten Teil der Predigt durch die immer wiederkehrende Hörer*innenschelte, die sich hinter dem vermeintlich gemeinschaftsstiftenden „wir“ verbirgt, zeigt.

„Nicht nur wir Pfarrer erleben Menschen in höchsten Nöten.[...] Nicht nur wir Pfarrer erleben suchtgefährdete ältere und junge Menschen.“ (S.218) In des Predigers Selbstverständnis, der immer wieder von der Kälte der Menschen und der Welt an sich spricht, sind die Pfarrer*innen im besonderen Maße mit dem Leid und den Problemen der Menschen konfrontiert oder empfinden im besonderen Maße Mitleid. Im Gegensatz zu „unserer Stadt“, die Menschen in Not die kalte Schulter zeigt, steht der Pfarrer in Kontakt mit ihnen, redet mit ihnen und spürt, wie sie leiden. Der Pfarrer – und vielleicht auch seine Hörer*innen – stehen den Nöten ihrer Mitmenschen nicht gefühllos, wenn auch oft aber überfordert und ratlos gegenüber. Sie sind sprachlos, nehmen vieles nicht wahr oder kommen gefühlt oft viel zu spät im Angesicht des erlebten Leids. Eine allzu menschliche Reaktion. Wie sie sich im Endeffekt aber von der als solcher interpretierten Gefühlskälte der nicht anwesenden Mitbürger*innen unterscheidet, ist unklar. Denn wenn der Unterschied hauptsächlich in der inneren Einstellung liegt (nämlich der nicht erkalteten Liebe), dann ist fraglich, wie man dies von außen zu beurteilen vermag. Dementsprechend bleibt offen, ob diese Überforderung und Ratlosigkeit nun letztlich dem Mitgefühl oder der moralischen Superiorität entspringt.

¹ Sofern nicht anders angegeben, beziehen sich alle Angaben von Seitenzahlen innerhalb des Texts auf P. Dieterichs Predigt „Im Himmel und auf Erden nicht allein“. (P. Dieterich, Im Himmel, S. 218-223)

Das „Wir“ in der Predigt soll als ein „bewusstes Signal für die Gleichheit der Ebenen in Bezug auf die ‚Geistlichkeit‘ von Prediger und Hörer“ sowie als „Bekenntnis zur geschwisterlichen Solidarität in Glaubens- und Lebensfragen“² dienen. Im ersten Teil der Predigt scheint das „Wir“ aber vor allem ein „wir gegen“ zu sein. *Wir gegen* die sich breitmachende Kälte, *wir gegen* separatistische Tendenzen, *wir gegen* die auslaufenden Gleichgültigen (S.221). Durch das „Wir“ werden Fronten gebildet. Die im „Wir“ gefundene Solidarität liegt zunächst nicht primär im Teilen des Glaubens und des Lebens, sondern darin, dass man gefühlt ein gemeinsames Feindbild hat. Die Stadt „da draußen“, die kalte, böse Welt in der Sünde, Tod und Teufel walten. Der Prediger versucht eine Insel der Seligen zu kreieren, die betroffen und mitunter auch entsetzt auf die Welt außerhalb der Kirchenmauern blickt.

Darüber hinaus sind der Prediger und seine Hörer*innen in ihrer Hilflosigkeit gegenüber den schlechten Hirten im kirchlichen und politischen Sektor vereint. Auch hier wird das Selbstverständnis des Predigers wieder deutlich. Bevor er sich den „schlechten“ Hirten zuwendet, beschreibt er noch „wie fern“ sich solche, die ein „Hirtenamt“ übernommen haben, oft von den Menschen und dem, was sie treibt, fühlen. Wie ratlos sie oft sind, wo sie doch nur den Weg ins Freie öffnen wollen (S.219). Die Sprache des Predigers schafft auch hier Distanz, wirkt geradezu überheblich. Er solidarisiert sich mit den „guten Hirten“, von denen vielleicht auch jemand in seiner Hörschaft sitzt, die ihre Schafe aber leider nicht verstehen. Durch das immer wieder erwähnte Unverständnis und die Hilflosigkeit gegenüber Leid und dem, was der Prediger in der Welt als schlecht wahrnimmt, distanziert er sich von einem solchen Verhalten. „Sünde, Tod und Teufel“ scheinen ihm fern zu sein – er kennt sie nicht aus seinem eigenen Leben und ist daher hilflos, wenn er sie im Leben „der anderen“ wahrnimmt. Es wirkt geradezu wie eine Selbstrechtfertigung, vor allem in Hinblick auf die später erwähnten, vermutlich ehemals im Gottesdienst gesessenen Separatisten und auslaufenden Gleichgültigen (S.221).

Sofern der Prediger als Zeuge auftritt, bezeugt er m.E. nach nicht die gute Nachricht des Evangeliums, sondern vorwiegend die Schlechtigkeit der Welt außerhalb der Kirchenmauern und zumal auch innerhalb. Wenn er Jesus als den großen und guten Hirten verkündet, streicht er gleichzeitig die Unfähigkeit der weltlichen, schlechten Hirten heraus, mit denen sich die Hörer*innen ohne weiteres identifizieren dürfen. Denn nachdem er sich über die Welt „da

² W. Engemann, Einführung, S. 20.

draußen“ empört hat, bietet der Prediger nun der Gemeinde die Identifikation mit jenen „Hirten“ an, die damals Jesus ans Kreuz schlugen. Und damit nicht genug; „Mag sein, dass wir fragwürdigen Hirten uns oft auf seiner [Christus] Grabplatte breitmachen, als wollten wir als Grabeswächter den lebendigen Christus daran hindern, aufzuerstehen aus seinem Grab.“ (S.220) Wie die Hörer*innen dies vollbringen bleibt freilich offen. Nichtsdestotrotz wirkt die Sprache ausgesprochen aggressiv, geradezu vorwurfsvoll und es scheint äußerst fragwürdig, dass der Prediger sich in das immer wiederkehrende „Wir“ miteinschließt.

Neben dem „wir Pfarrer“ redet der Prediger nur wenige Male von sich selbst. Zu Beginn verwendet er das „Ich“, wenn er auf subjektive Erfahrungen und Beobachtungen verweist. Er wechselt aber auch da im gleichen Satz schon wieder auf ein „Wir“ bzw. „Uns“. Erst im zweiten Drittel der Predigt erscheint der Prediger noch einmal als „Ich“, kurz bevor er einen Vers aus einem Gedicht vorträgt, das ihm in Anbetracht dieser „Zeiten der Trauer, Panik und Eiseskälte“ (S.221) hilft. Gegen Ende der Predigt spricht der Prediger die Gemeinde einige Male direkt an. Zunächst die Weimarer Gemeinde, welche „jeden Sonntag vor dem großen Kreuzigungsbild von Lucas Cranach“ sitzt. (S.221-22) Zuletzt appelliert er teilweise im Imperativ („Das möchte ich heute all denen sagen [...]. Ich sage Ihnen.“ (S.222)) an die Gemeinde. Das „Wir“ wird zu einem „Sie“ („Gebrauchen Sie Ihre Hände [...] Menschen denen Sie Unrecht getan haben, [...] Gott wird] Ihnen Ihr Rückgrat wieder einzurenken [sic!]“ (S.222)), bevor er wieder in die Wir-alle-Syntax überwechselt. Dies alles lässt m.E. nach aber wenig über die Person des Predigers vermuten. Lediglich das Gedicht mag aus dem persönlichen Alltag gegriffen sein. Wenn man also die Person des Predigers analysiert, ist es in dem Fall um einiges aussagekräftiger, wie der Prediger das „Wir“ verwendet, hinter dem er scheinbar zu verschwinden versucht.

Zusammenfassend ist der Prediger dieser Predigt zufolge nach meinem Ermessen am ehesten in die schizoide Persönlichkeit nach Riemann bzw. in „Ich bin nicht okay-du bist nicht okay“ nach der Transaktionsanalyse einzuordnen.³ Schließt sich der Prediger selbst tatsächlich in das „Wir“ mit ein, steht er „sich selbst wie auch anderen gleichermaßen hart und ablehnend gegenüber“⁴. Dies zeigt sich ebenfalls durch distanzbetonte Sprache und das „Wir gegen andere“-Schema. Zwar spricht er von einem gnädigen Gott, die Betonung liegt aber meist auf Mängeln und Missständen („Jesu, der in unserem dürftigen Leben aushilft“ (S.221)) und auf

³ Die Einstufungskriterien orientieren sich an der Beschreibung in W. Engemann, Einführung, S. 66f. sowie an F. Riemann, Die Persönlichkeit des Predigers, 63f.

⁴ W. Engemann, Einführung, S. 66.

den Verirrungen und der Unfähigkeit des Menschen. Im Rahmen der Hörschleife, die besonders in der Mitte der Predigt (S.220) ausgeprägt ist, bei welcher der Prediger der Gemeinde u.a. unterstellt, ihren Hirtenstab nicht abgeben zu wollen und als Grabeswächter Christus an seiner Auferstehung zu hindern versuchen (wie auch immer man sich das vorzustellen hat), klingt besonders das belehrende Eltern-ich durch. Durch den aggressiv-belehrende Charakter sowie die Warnung bzw. Verurteilung des Bösen hat die Predigt auch Züge des zwanghaften Predigers nach Riemann bzw. dem „Ich bin okay – du bist nicht okay“ nach der Transaktionsanalyse. Wenn also die beste Predigt am meisten aus dem Evangelium und am meisten aus dem Subjekt kommt, wie Otto Haendler das vertritt⁵, dann wäre diese Predigt wohl ein trauriges Zeugnis für beides.

3. Situation der Hörer*innen

Der Prediger beginnt mit sehr bezeichnenden Worten: Die Erfahrungen der letzten Wochen hätten gezeigt, „wie sehr wir einen Hirten brauchen, der uns zusammenhält, uns mit seiner Nähe schützt, [...] unseren trockenen Seelen Saft und Kraft gibt, [...] uns nachgeht, der uns zurückholt aus unseren Verstiegenheiten und Verirrungen“ (S.218). Er fährt sodann fort, von sozialem Niedergang, der gnadenlosen Konkurrenzwirtschaft, von Furcht und Existenzängsten sowie der erkalteten Liebe zu sprechen, die ihm und seinen Hörer*innen in ihren Mitmenschen begegnet. Es sind also nicht nur die Erfahrungen der letzten Zeit, sondern der Zustand der Welt an sich, die ein vermeintliches Schutzbedürfnis in den Hörer*innen hervorruft. In drastischen Worten geschildert, wird ihnen ein schockierendes Negativbeispiel der letzten Woche in Erinnerung gerufen, das den Punkt noch weiter untermauern soll. War man bisher noch nicht vom desolaten Zustand der Welt und zumal auch vom eigenen Leben überzeugt, so ist man es spätestens jetzt.

Der Prediger situiert seine Hörer*innen in einem Zustand der Desillusion, Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit im Angesicht des Status quo ihrer Stadt bzw. Welt⁶ sowie in Anbetracht ihrer eigenen Unzulänglichkeiten. Er nimmt ihre Zweifel am Evangelium ernst, nämlich die (Un-)Erfahrbarkeit des Sieges Jesu Christi über Sünde, Tod und Teufel. Er sieht sie als

⁵ O. Haendler. Die Bedeutung des Subjekts, 55.

⁶ „Als solle uns gesagt werden: Täuscht euch nicht! Der Sieg Jesu Christi über Sünde Tod und Teufel mag errungen sein. Aber er hat sich noch nicht durchgesetzt hier auf dieser Erde, in eurer Stadt. Das sind noch ganz abgründige Kräfte übermächtig.“ (P. Dieterich, Im Himmel, S.219)

berechtigt an und solidarisiert sich mit seinen Hörer*innen. Schon in den ersten Sätzen beschreibt er ein auch selbst verspürtes Bedürfnis nach Schutz im Angesicht solch gefühlskalter Zustände, die einem regelrecht „den Saft aus der Seele saugen“ (S.218). Obwohl der Prediger in seinem Solidarisierungsversuch sich größtenteils eines „wir-gegen-die-Anderen“ – Schemas bedient, scheint er trotzdem auch seine Hörer*innen als dieser desolaten Welt und ihren Wegen verfallen zu sehen. – zumindest teilweise. Das wird deutlich, wenn er von dem Bedarf des Zurückholens aus deren Verstiegenheiten und Verirrungen spricht (S.218). Es ist folglich durchaus auch die Verzweiflung im Angesicht des unbefriedigenden Siegs über Sünde, Tod und Teufel im eigenen Leben (der Hörer*innen) gemeint.

Der Prediger spricht die Diskrepanz zwischen der erfahrenen Lebenswirklichkeit zur Botschaft der Bibel an. Die biblische Hoffnung steht den Dingen, wie sie sind, oder zumindest dem, wie sie von dem Prediger empfunden werden, einer hoffnungsentleerten und kalten Lebensrealität der Christen und Christinnen gegenüber.⁷ Die Mitmenschen mit ihren unerklärlichen Taten und Motiven wecken selbst in den politischen und kirchlichen Hirten Befremdung und Hilflosigkeit. Es scheint vorerst alles verloren und doch sollen die Hörer*innen die Hoffnung nicht ganz aufgeben. Im Blick auf Jesus Christus, den großen Hirten, dürfen sie trotz des Scheiterns der weltlichen und geistlichen Hirten und vielleicht auch im Angesicht ihrer eigenen Unvollkommenheiten den Hirtensonntag zuversichtlich begehen. Durch Seine Auferstehung dürfen die Hörer*innen erneut Hoffnung schöpfen. Worin genau die Hoffnung in der Auferstehung besteht, wie sie die erkaltete Realität revitalisieren soll, bleibt vorerst aber offen. Stattdessen wird der Blick nun drastisch auf das Kreuzesgeschehen gewendet.

Jesus wurde von den Hirten seiner Zeit, von jenen, die ihren Hirtenstab nicht aus der Hand geben wollten und ihren Machtanspruch durch ihn gefährdet sahen, ans Kreuz geschlagen. „Wir wollen selber herrschen. Wir machen unsere Sache recht.“ (S.220) Der Prediger bietet seinen Hörer*innen die höchst fragwürdige Identifikation mit jenen Hirten an. Auch sie hätten Christus gekreuzigt, scheint die Botschaft zu sein. Auch sie tragen Mitschuld. Aber wer hat denn nicht gerne selbst alles unter Kontrolle? „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.“ heißt ein altbekanntes Sprichwort. Wo dann, so fragt man sich, ist die Grenze zu ziehen zwischen einem selbstbestimmten, mündigen Leben, das auf den Beistand Gottes vertraut und einer

⁷ „Und dann das! Als solle uns gesagt werden: Täuscht euch nicht! Der Sieg Jesu Christi über Sünde, Tod und Teufel mag errungen sein. Aber er hat sich noch nicht durchgesetzt auf unserer Erde, in eurer Stadt.“ (P. Dieterich, Im Himmel, S.219)

Herrschaft, die es nicht duldet, dass „Jesus sein Hirtenamt ausübt, dass er Menschen mit seiner Nähe erquickte, aufrichte und stärke“ (S.220). Wie ist dies praktisch zu verstehen? Es sind jedenfalls harte Worte. Unterschwellige Vorwürfe, die im Endeffekt aber völlig realitätsfern und vage bleiben.

Damit aber nicht genug. War das Identifikationsangebot noch implizit, so geht der Prediger nun in einer geradezu klassisch anmutenden Hörer*innenschelte in der Wir-alle-Syntax regelrecht zum Angriff über. Die sich an den Hirtenstab klammernden Gemeinden und Christ*innen strahlen in ihren verzweifelten Versuch, an der Macht zu bleiben, mehr Karfreitagsdunkel als Osterlicht aus. Sie versuchen mit aller Mühe, Christus seinen Hirtenstab zu entwenden, auf dass er nicht regiere. Jedoch vergeblich: „Christus lebt. Mag sein, dass wir fragwürdigen Hirten uns oft auf seiner Grabplatte breitmachen, als wollen wir als Grabeswächter den lebendigen Christus daran hindern, aufzustehen aus seinem Grab. Aber er ist längst auferstanden.“ (S.220) Die Hörer*innen tragen folglich nicht nur an der Kreuzigung Mitschuld, sie versuchen auch noch den lebendigen Christus an seiner Auferstehung zu hindern! Wie die Hörer*innen dies anzustellen vermögen ist natürlich völlig der eigenen Interpretation überlassen.

Die bildhafte Sprache lässt einige Fragen offen: Wie und auf welche Weise hält die Gemeinde (krampfhaft) an ihren Hirtenstab fest? Was ist darunter praktisch zu verstehen? Und wie darf man sich einen Grabeswächter vorstellen, der heute, im 21. Jahrhundert versucht, Christus an der Auferstehung zu hindern? Die Vorwürfe, die der Prediger der versammelten Gemeinde unter dem Mantel der Wir-alle-Syntax macht, wirken irrational und diffus. Die Argumentation entzieht sich jeder Logik sowie jeglichen Praxis- oder Situationsbezug. Es scheint so, also wolle der Prediger die (anwesenden) Christ*innen für die zuvor beschriebenen gefühlkalten Zustände dieser Welt zur Rechenschaft ziehen. Als unterstelle er ihnen nicht nur mangelnde Nächstenliebe und Betroffenheit, sondern auch noch die bewusste Unterlassung desselbigen, nur um den Hirtenstab nicht aus der Hand geben zu müssen. Die Hörer*innen, die vielleicht mitunter selbst des Trostes in Anbetracht des erlebten Leids bedürfen oder Hoffnung und Zuspruch in Angesicht ihrer eigenen Unzulänglichkeiten benötigen, werden vom Prediger schroff zurückgewiesen.

Der Hörer*innenschelte folgt nun ein (vermeintlicher) Hoffnungsblick. Gott hat den großen Hirten von den Toten auferweckt, daran lässt sich trotz all der menschlichen Verirrungen und

Unfähigkeit zum Glück nichts ändern. Nur darum existiert die christliche Kirche, einschließlich der anwesenden Hörer*innen. Nun darf man wohl meinen, dass sich die Anwesenden dessen bereits bewusst sind. Es wirkt geradezu banal, die Gottesdienstbesucher*innen daran zu erinnern, dass die Auferstehung nicht rückgängig gemacht werden kann und absolut anmaßend, ihnen zu unterstellen, dass sie dieses – wäre das möglich – versuchen würden. Die nicht reversible Auferstehung wird nun Fundament der Hoffnung. Worauf aufgrund der Auferstehung nun konkret gehofft werden darf, wird allerdings nicht thematisiert. Auch worin der Trost der Auferstehung in diesen Zeiten der „Panik, Trauer und Eiseskälte“ (S.221) besteht, bleibt offen.

Stattdessen wird plakativ von Jesus als dem Brot des Lebens gesprochen, der für die Menschheit gebrochen wurde und im „dürftigen Leben“ (S.221) der Hörer*innen aushilft. Was aber, wenn diese ihr Leben gar nicht als „dürftig“ empfinden? Was, wenn sie sich gerade in Anbetracht des Leids ihres eigenen Wohlstandes bewusst werden? Was, wenn die Hörer*innen lediglich aus der Tatsache, dass Christus auferstanden ist, keine Hoffnung (mehr) schöpfen können? Der Prediger, der zuvor die Diskrepanz zwischen der erfahrenen Lebenswirklichkeit zur Botschaft der Bibel ansprach und damit vielleicht sogar vielen seiner Hörer*innen sprichwörtlich „aus der Seele redete“, greift nun auf Klischees zurück. Seine Botschaft ist phrasenhaft und realitätsfern: ihr müsst nur den Hirtenstab wieder an Jesus abgeben! Ihr müsst euch nur an die Auferstehung erinnern! Was dies praktisch für das Leben seiner Hörer*innen bedeutet, bleibt bestenfalls vage.

Das letzte Drittel der Predigt beginnt mit dem Hinweis auf das in der Weimarer Kirche vorhandene berühmte Kreuzigungsbild von Lucas Cranach. Hier bietet der Prediger der Gemeinde die Identifikation mit jenem Künstler an, der selbstbewusst neben Luther und seinem Fürsten steht. Cranach lebt und wird lebendig durch Christi. Er befähigt ihn, aufrecht und voll und ganz im Leben zu stehen. Ebenso dürfen und sollen auch die Christinnen und Christen es tun. Nach der vorhergehenden Hörschelte scheint dies geradezu eine Kehrtwende. Der Prediger ermutigt seine Hörer*innen trotz Sünde, Tod und Teufel selbstbewusst zu sein. Im Imperativ spricht er ihnen zu, dass Gott sie wieder „tüchtig machen könne“. Dass Er ihren Sorgenarm oder ihr verrenktes Rückgrat wieder gerade richten und ihnen Frieden schenken könne, auf das sie wieder aufrecht und frei stehen und aufeinander zugehen können. Er bezieht sich damit erneut auf den der Predigt zugrunde liegenden Bibeltext aus Hebräer und legt diesen für seine Hörer*innen aus.

Es liegt die Vermutung nahe, dass er jenen, die sich in den vorhergehenden Anschuldigungen und fragwürdigen Identifikationsangeboten wiedergefunden haben, nun Vergebung und Friede zusagen will. Ob dies die vorhergehende Hörerschelte rechtfertigt oder wettmacht, mag dahingestellt bleiben. Zuletzt spricht der Prediger darüber, dass „Gott dienen die höchste Freiheit ist“ und wie herrlich es sei, wenn ein Mensch Seinen Willen tut (S.223). Er geht nicht näher darauf ein, lässt dies als unerklärte These stehen. Es kann aber angenommen werden, dass „Gott dienen“ im Kontext dieser Predigt bedeutet, den Hirtenstab Jesus, dem großen Hirten, zu überlassen. Letztlich bleibt dies aber offen.

Zusammenfassend ist der Situationsbezug der Predigt schwierig zu beurteilen. Der Prediger spricht verschiedene Erfahrungen des alltäglichen Glaubenslebens an – so u.a. auch die Trostlosigkeit im Angesicht des Status quo der Welt und des eigenen Lebens sowie Zweifel und Skepsis über der Erfahrbarkeit der biblischen Hoffnung im Hic et Nunc. Dies könnte man als die von ihm für diese Predigt definierte gesamtgesellschaftliche „Großwetterlage“ sehen. Er bietet seinen Hörer*innen m.E. nach allerdings letztlich keine wirklichen Lösung oder konkrete Hoffnung für die von ihm thematisierten Dilemmata an. Er greift dafür zu oft auf phrasenhafte Klischees zurück („Gott dienen, das ist die höchste Freiheit.“ (S.223)) ohne näher zu erläutern, wie diese für das Leben der Hörer*innen de facto relevant sind. Lediglich wenn er von Gott als dem Arzt spricht, der wieder „tüchtig machen könne“ (S.222), bietet er seiner Hörerschaft eine greifbare Hoffnung, aber auch diese ist eigentlich recht vage formuliert. Ernst Lange schreibt über das Predigtziel, dass es „doch nicht darauf [ankommt], dass der Hörer am Ende der Predigt einen biblischen Text verstanden hat, sondern dass er sich – mithilfe biblischer Texte – besser auf sein eigenes Leben versteht.“⁸ Nach meinem Ermessen würde ich demnach den Erfolg der Predigt im Bezug auf die Situationsrelevanz und das Predigtziel als wenig erfolgreich einstufen.

⁸ Frank M. Lütze, Predigt mit Sitz im Leben, 154.

4. Theologie und Textbezug

In den vorhergehenden Abschnitten ist schon einiges über die Theologie und den Textbezug der Predigt deutlich geworden. Nun wollen wir aber hier trotzdem in aller Kürze ein Schlaglicht darauf lenken. Grundsätzlich handelt es sich bei der gewählten Perikope⁹ um den abschließenden Segensgruß des neutestamentlichen Hebräerbriefs¹⁰. Wir lesen von Jesus, dem Herrn und großen Hirten der Schafe, der Tote wieder lebendig macht, der einen Bund geschlossen hat mit den Seinen, der sie befähigt, Gutes zu tun und nach Seinem Willen zu handeln. Es ist ein Segen, die Äußerung eines Wunsches, ein Ausdruck und Zuspruch von Hoffnung.

Die Predigt beginnt allerdings vorwiegend mit einer Defizitansage. Es wird über das Fehlen eines Hirten, der zusammenhält und schützt, lamentiert. Gleichzeitig wird der Begriff der Schafe ganz ohne Weiteres auf die ganze Menschheit ausgeweitet, wo sich der Text doch ursprünglich an (eine kleine Gruppe von) Christ*innen gerichtet haben muss. Die Menschen, deren Liebe erkaltet ist, die abwehrend und sogar hasserfüllt ihren Mitmenschen gegenüber treten, sind zunächst aber jene außerhalb der Kirchenmauern. Sie sind liebesunfähig, emotional verkrüppelt und scheinbar unfähig oder unwillig aus Nächstenliebe zu handeln. Es sind keine segenshaften oder hoffnungsvollen Aussagen, die der Prediger tätigt und sein Urteil richtet sich vorwiegend gegen „die Welt da draußen“. Sünde, Tod und Teufel haben diese Welt fest im Griff. Es ist zunächst kein Evangelium – keine frohe Botschaft für die Hörerschaft (oder die Welt). Wenn der Prediger von Glaube, Liebe oder Hoffnung spricht, dann hebt er maximal deren Absenz vor und benutzt dazu einen neutestamentlichen Segenswunsch. Somit ist eine inhaltliche Kontinuität zwischen Text und Predigt im ersten Drittel m.E. nach kaum gegeben.

Nachdem der Prediger den für kümmerlich befundenen Status quo der Welt, der Menschen und der weltlichen sowie kirchlichen Hirten beklagt hat, erwartet man als Hörer*in vermutlich einen Lichtblick. Besonders, da der Text ja durchaus eine positive, hoffende Perspektive enthält. Und tatsächlich zitiert er nun wörtlich Vers 20 und kommt auf die Auferstehung zu sprechen. Er geht aber auch hier nicht näher auf den Text ein, sondern springt über zum

⁹ „²⁰ Der Gott des Friedens aber, der den großen Hirten der Schafe, unsern Herrn Jesus, von den Toten heraufgeführt hat durch das Blut des ewigen Bundes, ²¹ der mache euch tüchtig in allem Guten, zu tun seinen Willen, und schaffe in uns, was ihm gefällt, durch Jesus Christus, welchem sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.“ (Hebr. 13,20-21; Lutherbibel 2017)

¹⁰ Die Literarische Gattung des Werks sei hier dahingestellt.

Kreuzestod Jesu‘ und interpretiert das biblische Zeugnis dahingehend, dass Machtgier dafür zu verantworten sei. Die negative Anthropologie des Predigers gipfelt aber nicht (nur) in dem theologisch höchst fragwürdigen Identifikationsangebot der Hörer*innen mit denen, die Jesus kreuzigten und der darin implizierten Schuldzuweisung! Sie gipfelt m.E. nach in der Anschuldigung des Predigers, die versammelte Gemeinde wolle Christi an der Auferstehung hindern.

Die Rede von der Auferstehung und dem daraus resultierenden „ewigen Bund“ Gottes mit den Menschen, der in dem der Predigt zugrunde liegenden Perikope die (ursprünglichen) Leser*innen vermutlich bestärken sollte, wird nun zu einem Instrument der Verurteilung. Die frohe Botschaft dieses Predigtabschnittes ist nämlich nicht die Auferstehung Christi, sondern dass die Gemeinde ihn nicht mehr an der Auferstehung hindern kann. Es fällt mir schwer, Worte dafür zu finden, wie absurd, unangemessen und theologisch untragbar ich die hier kommunizierte Auffassung des Predigers empfinde. Dem in Gottes Ebenbild geschaffenen Menschen, den anwesenden mündige Christ*innen, wird unterstellt, skrupellos, lieblos und völlig egoistisch zu handeln, um dem eigenen Autonomiebestreben gerecht zu werden. Keine Rede ist hier von dem/der zur Freiheit berufenen, selbstbestimmt handelnden Glaubenden – stattdessen werden den Hörer*innen völlig realitätsferne, moralisierende und absurde Anschuldigungen gemacht, die sich jeglicher Logik entziehen. Von hoffenden Segenswünschen ist hier nichts zu erkennen.

Diese negative Anthropologie gipfelt hier, zieht sich nach meinem Empfinden aber durch die gesamte Predigt. Die Menschen – einschließlich der Hörer*innenschaft – werden als verirrt und verloren, als kalt, ablehnend, lieblos, ratlos, hilflos, machtsüchtig sowie als unfähig bezeichnet. Ihr Leben und ihre Lebensführung sind fragwürdig - sie bedürfen des Rückholens aus Verirrungen und Verstiegenheiten. Selbst wenn der Prediger im letzten Drittel der Predigt ihnen zuspricht, *trotz all dem* mit beiden Beinen selbstbewusst auf der Erde zu stehen (S.222) und Hoffnung in Anbetracht des gütigen Gottes zu fassen, der sie wieder „tüchtig mache“ (S.222), so ist die Botschaft größtenteils negativ konnotiert. Grund zu hoffen gibt es lediglich aufgrund der Tatsache, dass die Menschen die Auferstehung Christi nicht rückgängig machen konnten, so der Prediger. In jedem Aspekt der Predigt, auch denen, die vielleicht anfangs positiv klingen, wird die gänzliche Unfähigkeit und Unwürdigkeit des Menschen herausgekehrt – vielleicht um die Güte des souveränen Gottes zu unterstreichen.

Dies macht die Predigt nach meinem Ermessen nicht zu einer frohen Botschaft – ich entdecke wenig Evangelium darin. Sie ist gesetzlich, moralisierend und vertritt ein theologisch höchst fragwürdiges Menschenbild. Über Liebe, Glaube und Hoffnung sowie die Freiheit und Mündigkeit der Christ*innen wird meist nur in einem negativen bzw. defizitären Zusammenhang gesprochen. Die inhaltliche Kontinuität zu dem neutestamentlichen Segenswort ist m.E. nach nur am Rande gegeben. Der Prediger strukturiert seine Homilie zwar grundsätzlich nach dem Text, allerdings sind seine Aussagen und Auslegung sehr frei und eigenwillig gewählt. Bis zu einem gewissen Grad scheint die Perikope lediglich ein Mittel zum Zweck in der Proklamation dogmatischer und moralischer Überzeugungen sowie klischeehafter und teils fragwürdiger Zusprüche zu sein. Hat der Titel der Predigt („Im Himmel und auf Erden nicht alleine“) von hoffender Zuversicht gesprochen, so hinterlässt der tatsächliche Inhalt und die Theologie des Predigers sprichwörtlich einen eher schalen Nachgeschmack.

5. Die Gestalt – Struktur, Aufbau und Sprache

Im letzten Teil dieser Analyse wollen wir uns nun der Gestalt der Predigt, also ihrer Struktur und Sprache sowie ihrem Aufbau zuwenden. Struktur und Aufbau lassen sich eigentlich in wenigen Worten zusammenfassen. Grundsätzlich legt der Prediger Hebr. 13,20-21 Stück für Stück aus. Das erste Drittel ist grob dem Überthema „Jesus der große Hirte“ gewidmet, wobei es eigentlich mehr um den für defizitär befundenen Status quo der Welt geht. Im zweiten Drittel befasst sich Dietrich u.a. im Rahmen der Hörschelte mit der nicht rückgängig zu machenden Auferstehung, bevor er im letzten Teil mit Verweis auf Lukas Cranach und Gott als Arzt auf Vers 21a zu sprechen kommt. Er schließt sodann seine Predigt, wie er sie (mehr oder weniger) begonnen hat: mit einer Geschichte.

Die Sprache wurde zum Teil (zwangsläufig) schon in den vorhergehenden Abschnitten analysiert. Grundsätzlich spricht der Prediger fast ausschließlich in der Wir-alle Syntax und unterstellt seinen Hörer*innen dadurch seine Weltanschauung und seinen Blick auf die Dinge. Er stellt immer wieder rhetorische Fragen; ebenso in der 3. Person Plural: „Fragen wir zuerst...?“ (S.220), „Kennen wir das nicht bei uns auch?“ (S.220). Er legt damit seiner Zuhörerschaft nicht nur die Frage, sondern auch die Antwort in den Mund. Somit zwingt er sie bis zu einem gewissen Grad, sich mit dem Gesagten zu identifizieren.

Des Weiteren ergötzt sich der Prediger geradezu an der Geschichte des 17-Jährigen. Er schlachtet sie aus und erzählt sie, als wäre er selbst dabei gewesen, obwohl er die Geschichte mit „wir wissen nicht, was sich [...] abgespielt hat“ (S.219) beginnt. Die detaillierte und bildhafte Art und Weise, wie die Geschehnisse wiedergegeben werden, lassen gewaltvolle und eindrückliche Szenen vor dem inneren Auge auftreten. Die Sprache ist äußerst wertend und plakativ: der gewalttätige 17-jährige Junge steht dem alten, schwerkranken Mann gegenüber. In den Zuhörer*innen soll diese Erzählung wohl lähmendes Entsetzen hervorrufen. Geschichten und erzählende Sprache in eine Predigt einzubauen, ist m.E. nach ein sehr wirksames und schönes sprachliches Element. Allerdings sollte es überlegt und passend eingesetzt werden. Die in der vorliegenden Predigt vorkommende Geschichte scheint mir schlecht gewählt – zumindest in dem, wie viel Raum ihr gegeben wird. Ich frage mich, worin ihre Sinnhaftigkeit für das Predigtziel liegt oder ob sie aus rein sensationalistischen Motiven gewählt wurde.

Auch an anderen Stellen wählt der Prediger eine sehr bildhafte Sprache. Er spricht von trockenen Seelen und von Ratlosigkeit, die den Mund verschließt, von der kalten Schulter, sowie von hilflosen Hirten und verlorenen Schafen, von Jesus, der aus der Stadt geschleppt und ans Kreuz geschlagen wird und von Gemeinden, die mehr Karfreitagsdunkel als Osterlicht ausstrahlen und sich auf Jesus' Grabplatte breitmachen (S.220), Zeiten des Wachsens und Reifens und von Eis und Schnee und Kälte (S.221). Er spricht von Jesus, dem Lebensbrot in der Winternacht und teilt ein Gedicht mit der Gemeinde (S.221). Er lenkt ihren Blick auf das Kreuzigungsbild von Lucas Cranach und spricht von Gott als Arzt, der verrenkte Arme und Rückgrate wieder gerade richtet (S.222). Es ist insgesamt also eine sehr erzählende, an manchen Stellen vielleicht sogar poetische Sprache, die der Prediger verwendet. Sie lässt das Gesagte bildhaft und zugänglich werden. Gleichzeitig ist positiv anzumerken, dass der Prediger fast gänzlich auf theologischen Fachjargon verzichtet, der vielleicht manchen in der Zuhörerschaft fremd gewesen wäre.

Zuletzt sei auch noch die appellativische Sprache im letzten Drittel der Predigt erwähnt. Wie auch immer man zu dem zuvor Gesagten steht, der Schluss der Predigt wirkt durch Inhalt und Sprache durchwegs seelsorgerisch. Der Wechsel in die zweite Person Singular bzw. Plural lässt den Prediger auf eine sehr persönliche Art und Weise direkt mit seinen Zuhörer*innen kommunizieren. Vielleicht will er somit eine Balance zu der vorhergehenden Hörerschelte schaffen. So wie sich die Gemeinde zuvor in Anschuldigungen wiederfinden durfte, darf sich

nun auch jeder und jede von der zugesprochenen Vergebung und Heilung direkt angesprochen fühlen. Der Prediger bleibt seinem Schema jedenfalls treu und vermutlich schwächt er die Wirkung der Anklagen mit dem seelsorgerischen Einschlag am Predigtende etwas ab. Trotzdem lässt sich wohl niemand gerne absurder Dinge beschuldigen, nur um dann eine Generalabsolution zugesprochen zu bekommen. Insofern ist und bleibt die Predigt in ihrer Gesamtkonzeption auf theologischer, sprachlicher und menschlicher Ebene durchwegs fragwürdig.

6. Würdigung des Essays „Die Predigt als Ort der Theologie“ verfasst von Barbara Groß

Der Essay beginnt mit einer verhältnismäßig langen Erläuterung der Fragestellung zum Verhältnis zwischen Theologie und Predigt. Die Autorin erwägt dabei ihre eigenen Erfahrungen mit gehörten Predigten und die Schwierigkeit eine eigene Theologie zu finden und diese auf eine plausible und reflektierte Art und Weise zu kommunizieren. Sie erläutert zunächst Manfred Mezgers Frage nach der „richtigen“ Sprache der Predigt – nämlich ob und wie man biblische Leitbegriffe in die heutige Sprache übersetzen kann. Danach wendet sie sich der Predigt als Schöpfungshandlung zu und den zentralen Themen der Predigt. Sie rezipiert hier Großteils Wilfried Engemann, der die Kommunikation von Freiheit und Liebe als die zwei wesentlichen Elemente (und Grundgefühle) des Glaubens und somit der Predigt nennt.

Grundsätzlich lässt sich feststellen, dass die Autorin besonders zu Beginn und am Ende des Essays sehr persönlich über sich und ihre Erfahrungen und Gedanken schreibt. Wenn sie die Konzepte von Mezger, Engemann und Roessler vorstellt, verfasst sie deren Gedanken mitunter in sehr langen und verschachtelten Sätzen, die den Lesefluss etwas hemmen. Vielleicht wären auch mehrere Absätze, die verschiedene Gedankengänge voneinander abgrenzen, hilfreich gewesen. Des Weiteren greift die Autorin zu langen Zitaten und komplizierten Ausdrucksweisen, die das Gesagte vielleicht komplexer darstellen als es eigentlich ist. Folglich liegt die wahre Stärke des Aufsatzes m.E. in den Abschnitten, wo die Autorin ihre eigenen Gedanken und Fragen zu Papier bringt. Ihre Ausdrucksweise wird klarer und spricht von einer tiefgehenden und reflektierten Auseinandersetzung mit dem Thema. Sie erwägt die verschiedenen Konzeptionen auf ihre Praktikabilität hin und schließt den Essay durch die Beantwortung ihrer zentralen Ausgangsfragen. Dadurch wirkt die vorgelegte Arbeit sehr „rund“ und durchdacht, was die vereinzelt sprachliche Holprigkeit m.E. nach gut ausbalanciert.

7. Literaturverzeichnis

DIETERICH, Paul: Im Himmel und auf Erden nicht allein. In: Dinkel, Christoph [Hrsg.]: Im Namen Gottes. Kanzelreden, 6. Predigtreihe. Stuttgart 2013, S. 218-223.

ENGEMANN, Wilfried: Einführung in die Homiletik. Tübingen 2011².

HAENDLER, Otto: Die Bedeutung des Subjekts für die Predigt. In: Engemann, Wilfried/ Lütze, Frank M. [Hrsg.]: Grundfragen der Predigt. Ein Studienbuch. Leipzig 2009². S. 51-59.

LANGE, Ernst: Funktion und Struktur des homiletischen Aktes. In: Engemann, Wilfried/ Lütze, Frank M. [Hrsg.]: Grundfragen der Predigt. Ein Studienbuch. Leipzig 2009. S. 157-169.

LÜTZE, Frank M., Predigt mit Sitz im Leben. Zum Beitrag von Ernst Lange. In: Engemann, Wilfried/ Lütze, Frank M. [Hrsg.]: Grundfragen der Predigt. Ein Studienbuch. Leipzig 2009. S. 153-155.

RIEMANN, Fritz: Die Persönlichkeit des Predigers aus tiefenpsychologischer Sicht. In: Engemann, Wilfried/ Lütze, Frank M. [Hrsg.], Grundfragen der Predigt. Ein Studienbuch, Leipzig 2009², S. 61-77.

8. Anhang

DIETERICH, Paul: Im Himmel und auf Erden nicht allein. In: Dinkel, Christoph [Hrsg.]: Im Namen Gottes. Kanzelreden, 6. Predigtreihe. Stuttgart 2013, S. 218-223.

Paul Dieterich

Im Himmel und auf Erden nicht allein

Der Gott des Friedens aber, der den großen Hirten der Schafe, unseren Herrn Jesus, von den Toten heraufgeführt hat durch das Blut des ewigen Bundes, der mache euch tüchtig in allem Guten, zu tun seinen Willen, und schaffe in uns, was ihm gefällt, durch Jesus Christus, welchem sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

Heute feiern wir hier zusammen den Hirtensonntag. Da muss ich aus den Erfahrungen der letzten Wochen besonders daran denken, wie sehr wir den Hirten brauchen, der uns zusammenhält, der uns mit seiner Nähe schützt. Den Hirten, der unseren trockenen Seelen Saft und Kraft gibt. Den Hirten, der uns nachgeht, der uns zurückholt aus unseren Verstiegenheiten und Verirrungen.

Nicht nur wir Pfarrer erleben Menschen in höchsten Nöten. Menschen, deren Ehen zerbrechen. Wir spüren, wie sie leiden. Und werden selbst ganz stumm, weil uns ihre Ratlosigkeit den Mund verschließt.

Nicht nur wir Pfarrer erleben suchtfährdete ältere und junge Menschen. Je länger wir mit ihnen reden, desto mehr wird uns klar, dass da vieles läuft, was wir noch gar nicht wahrgenommen haben und bei dem wir wieder einmal viel zu spät kommen.

Wir erleben die Furcht um den Arbeitsplatz, die Furcht, in den sozialen Niedergang hineinzuschlittern. Eine in der gnadenlosen Konkurrenzwirtschaft oft begründete Furcht. In ihrem Gefolge zunehmende Kälte. Abwehr, offener Hass gegen Menschen, die aus dem Osten kommen, aus Kasachstan, Kirgisien. Und noch mehr gegen die 400 Asylbewerber, die in einem Camp zusammengepfercht und bevormundet vor den Toren unserer Stadt leben. »Die Liebe wird in vielen erkalten«, sagt Je-

sus. Wenn ich da draußen im Camp die Menschen sehe und wenn ich in unserer Stadt die kalte Schulter der Eingeborenen spüre, dann habe ich den Eindruck: Es ist soweit.

Und dann ist in der Woche nach Ostern in einem Vorort unserer Stadt noch etwas geschehen, das seither wie ein lähmendes Entsetzen auf uns liegt und das bei uns jedes Gespräch bestimmt. Ein 17-Jähriger, dessen Mutter ein altes Ehepaar gepflegt hat, sollte einen Abend lang in Vertretung seiner Mutter den alten, schwerkranken Mann hüten. Wir wissen nicht, was sich zwischen dem jungen und dem alten Mann abgespielt hat. Wir wissen nur, dass der Junge den alten kranken Mann mit dem Messer erstochen hat. Dass er, als dessen Frau herzueilte, sie auch erstochen hat. Dass er, als der Hund der alten Leute sich auf ihn stürzte, auch den noch erstochen hat. Dass der Junge – er hatte eine Flasche Wein getrunken – sich die Taschen gefüllt hat mit den Wertgegenständen der Ermordeten, sich in ihr großes Auto gesetzt hat, um nach Frankreich zu fliehen, und dass er bald drauf auf einen Laternenpfahl gefahren ist. Wenige Stunden später wurde der Herumirrende gefasst.

Wir sind noch ganz betäubt von dem, was da geschah. Drei Tage vorher hatten wir unsere frohen Osterlieder gesungen, die bezeugen, dass Sünde, Tod und Teufel ein für allemal überwunden sind. Und dann das! Als solle uns gesagt werden: Täuscht euch nicht! Der Sieg Jesu Christi über Sünde, Tod und Teufel mag errungen sein. Aber er hat sich noch nicht durchgesetzt hier auf dieser Erde, in eurer Stadt. Da sind noch ganz abgründige Kräfte übermächtig. Wir stehen daneben, wissen nicht, was wir sagen, noch weniger, was wir tun sollen, um neues Unheil zu vermeiden.

Vor allem die Hilflosigkeit der Hirten, der politischen wie der kirchlichen, macht uns zu schaffen. Wer ein »Hirtenamt« übernommen hat, wie oft spürt er, dass er fern ist von dem, was Menschen treibt. Und wenn wir nah bei ihnen sind, wie ratlos sind wir oft, wenn es darum ginge, ihnen Wege ins Freie zu öffnen. In dieser Situation wird uns Gott vorgestellt als »der Gott

des Friedens, der den großen Hirten der Schafe, unseren Herrn Jesus, von den Toten heraufgeführt hat«. Es ist also nicht alles verloren, wenn wir mit unseren Versuchen, Hirten zu sein, scheitern. Wir können trotzdem Hirtensonntag feiern, weil der große Hirte der Schafe, unser Herr Jesus, von den Toten heraufgeführt wurde.

Fragen wir zuerst: Warum kam Jesus zu Tode? Warum wurde er aus der heiligen Stadt herausgeschleppt und vor ihren Toren ans Kreuz geschlagen? Da kam vieles zusammen. Eine entscheidende Ursache war gewiss auch die, dass die berufenen ›Hirten‹ des Volkes, die religiösen vor allem, es nicht dulden wollten, dass er, Jesus, sein Hirtenamt ausübt, dass er Menschen mit seiner Nähe erquickt, aufrichtet, stärkt, dass er sie heilt, dass er Menschen, die sie säuberlich voneinander sortiert und getrennt hatten, wieder zusammenbringt, miteinander versöhnt. »Wir wollen nicht, dass dieser über uns herrsche«, haben sie gesagt. Und das hieß im Klartext: Wir wollen selbst herrschen. Wir machen unsere Sache recht. Wir geben den Hirtenstab nicht aus der Hand. Also muss er weg. Er oder wir! Also bleibt nur die konsequente, die todsichere Lösung: das Kreuz.

Kennen wir das bei uns auch? Wenn unsere Gemeinden oft mehr Karfreitagsdunkel ausstrahlen als Osterlicht, kommt es nicht daher, dass wir den Hirtenstab nicht aus der Hand geben? Dass wir ihn krampfhaft festhalten, uns geradezu an ihn klammern wie Ertrinkende an den berühmten Strohalm? »Wir wollen nicht, dass dieser über uns herrsche«? Aber der ›gute Hirte‹ ist nicht tot. Christus lebt. Mag sein, dass wir fragwürdigen Hirten uns oft auf seiner Grabplatte breitmachen, als wollten wir als Grabeswächter den lebendigen Christus dran hindern, aufzustehen aus seinem Grab. Er ist aber längst auferstanden. Kein Grabeswächter konnte und keiner kann es verhindern. Zum Glück. Gott hat – ein für allemal – den großen Hirten der Schafe, unseren Herrn Jesus, von den Toten heraufgeführt. Nur darum sind wir Christen. Nur darum gibt es seine Gemeinde in Weimar und in Schwäbisch Hall und an ungezählten anderen

Orten rund um den Erdball. Nur darum werden wir aus unseren Verirrungen immer wieder zurückgetragen. Nur darum ist unsere Unfähigkeit nicht der ganze Nenner, auf den man alles bringen könnte. Nur darum gibt es unter uns Hoffnung, wo man gerade verzweifeln könnte. Nur darum gibt es Liebe trotz aller sich breitmachenden Kälte. Nur darum werden wir zusammengehalten trotz der separatistischen Tendenzen von Frommen und dem Auslaufen der Gleichgültigen. Nur darum seufzt der Geist in uns voll gärender Hoffnung in Zeiten, in denen es uns die Seele abdrückt. Er seufzt nach Erlösung. Und darum können wir auch in Zeiten der Panik, in Zeiten der Trauer und der Eiseskälte unvermerkt Zeiten des Wachsens und Reifens erleben. Zeiten, in denen sich unter Eis und Schnee der neue Frühling regt. Ein Vers von Friedrich Wilhelm Weber hilft mir manchmal:

Es wächst viel Brot in der Winternacht,
weil unter dem Schnee frisch grünet die Saat;
und wenn im Lenze die Sonne lacht,
spürst du, was Gutes der Winter tat.
Und deucht die Welt dir öd und leer
und sind die Tage dir rau und schwer,
sei still und habe des Wandels acht:
Es wächst viel Brot in der Winternacht.

Das Brot, das wir heute im Abendmahl erhalten, ist in der Winternacht gewachsen. Jesus wäre nicht das Brot des Lebens, wenn er nicht in der Winternacht, als die Welt öd und leer, die Tage rau und schwer waren, ans Kreuz gegangen wäre. Erst indem er sich brechen ließ, ist er uns zum Lebensbrot geworden.

Das meint auch die Erinnerung an das »Blut des ewigen Bundes«. Das Blut Jesu ist das Leben Jesu. Er behält es nicht für sich. Er gibt es hin, damit es unserem dürftigen Leben aufhilft. Damit es in uns lebt. Das dürften Sie hier in Weimar besser wissen als ich. Sie, die Sie an jedem Sonntag vor dem großen Kreuz

zigungsbild von Lucas Cranach sitzen. Der Meister Lucas Cranach lässt den Blutstrahl aus dem Körper Christi in hohem Bogen genau auf seinem Haupt landen. Er gibt damit das ganz persönliche Bekenntnis: Ich lebe durch sein Leben. Weil sein Leben mich belebt, bin ich noch keineswegs am Ende. Ich fragwürdiger Mensch muss mich auch gar nicht irgendwo klein in der Landschaft verstecken, vielmehr: Hier steh ich selbstbewusst neben dem breitbeinigen Luther und neben meinem Fürsten. Und wir drei sind durchaus nicht am Ende, auch wenn es böse zugeht und da drüben im Bild einer, gehetzt von Sünde, Tod und Teufel, durch die Landschaft hastet. Wir stehen – trotz allem – mit beiden Beinen fest auf der Erde, aus der es grünt und blüht.

»Er mache euch tüchtig in allem Guten, zu tun seinen Willen.« Den Ausdruck »tüchtig machen« kennen wir aus der antiken Medizin, etwa wenn von einem Arzt berichtet wird, dass er den ausgekugelten, verrenkten Arm eines Patienten wieder einrenkt, damit der seinen Arm wieder gebrauchen kann. Das möchte ich heute all denen sagen, die meinen, sie könnten nichts mehr anpacken, sie könnten ihre Hände nicht mehr gebrauchen. Ich sage Ihnen: Gott, Ihr Arzt, renkt Ihren Sorgenarm ein. Gebrauchen Sie Ihre Hände, Sie können es. Und tun Sie, was gerade Ihnen jetzt zu tun aufgegeben ist.

Und wenn Sie den Eindruck haben, Sie hätten sich in sehr schwierigen Zeiten mit manchem fragwürdigen Kompromiss das Rückgrat verrenkt und Sie müssten nun für den Rest Ihres Lebens mit ausgerenktem Rückgrat herumschleichen, Sie könnten nicht mehr gerade stehen und geradeaus gehen, dann lassen Sie sich bitte sagen: Der Gott des Friedens ist dabei, Ihnen Ihr Rückgrat wieder einzurenken. Aufrecht und frei werden Sie stehen und aufeinander zugehen können, auch auf Bedrücker von einst und auch auf Menschen zu, denen Sie Unrecht getan haben. Denn »das Alte ist vergangen, Neues ist geworden«, und der auf dem Thron sitzt, sagt: »Siehe, ich mache alles neu.« »Der Gott des Friedens renke uns ein, mache uns tüchtig zu allem Guten.«

Herrlich, wenn ein Mensch seinen Willen tut, wenn er auschert aus der alten Weise »Wes Brot ich ess, des Lied ich sing«. Herrlich, wenn wir entdecken, was die frühen Christen auf den Nenner brachten: »Deo servire summa libertas«, Gott dienen, das ist höchste Freiheit.

Was sagt uns der Hinweis, dass Gott Jesus »von den Toten heraufgeführt« hat? Es erinnert uns dran, dass wir eine »ständige Vertretung« an höchster Stelle haben. Den, der für uns eintritt, der dafür sorgt, dass unser Bemühen nicht vergeblich ist und dass wir nicht »zuschanden werden«.

Als der Berliner Bischof Kurt Scharf einmal in höchste Nöte kam – seine große Güte war bei einem Besuch bei Ulrike Meinhof in ihrer Zelle ohne sein Wissen missbraucht worden, die Zeitungen forderten unisono seine Absetzung mit Schimpf und Schande –, da erhielt er aus dem Bundespräsidialamt Bonn ein Kärtchen. Auf ihm stand: »Lieber Kurt, sei und bleibe Deines Weges gewiss. Und vergiss nicht, Du bist im Himmel und auf Erden nicht allein. In dieser Gewissheit denkt an Dich in diesen Tagen, Dein Gustav« – Amen.